Kurt Doos: Zwischen Weimar und Warschau. Ulrich Rauscher. Deutscher Gesandter in Polen 1922—1930. Eine politische Biographie. Droste-Verlag, Düsseldorf 1984. 144 S.

In der Zeit der Weimarer Republik blieb das Diplomatische Korps im wesentlichen eine Domäne der Routinediplomaten, was sowohl für die Wilhelmstraße wie für die Auslandsposten gilt. Nur wenige Außenseiter, die keine juristische Ausbildung hatten und nicht dem Adel angehörten, konnten Karriere machen und wichtige Auslandsposten besetzen. Zu ihnen gehörte neben Adolf Köster, dem ersten Außenminister im ersten Kabinett Müller 1920, dem späteren Gesandten in Riga und Belgrad (seine Biographie hat D o o s im gleichen Verlag 1978 veröffentlicht) eben Ulrich Rauscher, der acht Jahre lang bis zu seinem frühen Tod am 18. Dezember 1930 das Deutsche Reich in Warschau repräsentierte. Es waren das die besonders schwierigen Jahre, in denen zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Polen so gut wie nichts normal war, und viele Probleme Geschick, Fingerspitzengefühl und Standfestigkeit nach beiden Seiten hin erforderten — z. B. das Problem des Transitverkehrs zwischen dem Reichsgebiet und Ostpreußen, die Liquidation des Vermögens, vor allem des Grundbesitzes, von Angehörige des Deutschen Reiches in Polen, die Abschiebung der „Optanten“, d. h. der Personen, die für die deutsche Staatsangehörigkeit „optiert“ hatten, aus Polen, die einseitig benachteiligende Anwendung des Agrarreformgesetzes gegen den deutschen Großgrundbesitz in Polen — um nur die wichtigsten Fragen zu nennen.

Es war deshalb außergewöhnlich, daß Reichskanzler Josef Wirth am 9. April 1922, eine Woche vor dem Abschluß des Vertrags von Rapallo, einen knapp 38-jährigen Journalisten, Mitglied der SPD, zum Gesandten ernannte, der, abgesehen von einer einjährigen Mission bei der Republik Georgien, keinerlei diplomatische Erfahrungen hatte. Trotzdem hat Rauscher die deutsche Politik in Warschau mit Geschick und Erfolg vertreten und am 31. Oktober 1929 das viele Streitigkeiten beilegende deutsch-polnische Liquidationsabkommen geschlossen, ein halbes Jahr später auch einen deutsch-polnischen Handelsvertrag unterzeichnet, der dann freilich wegen der innenpolitischen Entwicklung im Reich nicht ratifiziert wurde. Diese Erfolge und die Anerkennung, die Rauscher auch in Warschau gefunden hat, waren auch bisher im einschlägigen Schrifttum geschildert worden, doch hatte sich bisher niemand darum bemüht, die Lebensgeschichte dieses außergewöhnlichen Mannes zu erforschen, von dem vor seiner Warschauer Zeit nur bekannt war, daß er in den Kabinetten Scheidemann, Bauer und Müller Pressechef — der erste Pressechef überhaupt — und dann eben ein Jahr lang Gesandter in Georgien war. Dem Vf. ist es nun gelungen, den Lebensweg Rauschers nahezu lückenlos nachzuzeichnen, obwohl dieser, schon mit 46 Jahren gestorben, keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen hat und obwohl die Personalakte nicht voll zugänglich ist. Nichts deutet in den ersten 34 Lebensjahren auf die spätere Karriere als sozialdemokratischer Politiker hin. Der am 26. Juni 1884 in Stuttgart geborene Schwabe entstammte einem wohlhabenden Elternhaus — sein Vater leitete eine renommierte Privatschule —, war während seines Jurastudiums in Heidelberg beim vornehmen Corps Suevia aktiv und verleugnete auch später nicht den Corpsstudenten. Nach dem Referendar-examen ging er allerdings nicht in den Staatsdienst, sondern wurde freier Journalist in Straßburg, schrieb u. a. von 1910 bis 1914 Kritiken über moderne Lyrik und Artikel über das Elsaß in der Frankfurter Zeitung, seit 1913 auch für die von Theodor Heuß redigierte Halb-Monatsschrift „März“. Dabei übte er mit seiner Schilderung des Aufsehen erregenden Zwischenfalls von Zabern scharfe

Kritik an der Reichspolitik im Elsaß, führte aber im allgemeinen das Leben eines liberalen Bohémiens, nicht das eines kämpferisch engagierten Publizisten. Anfang 1914 ging er nach Berlin, schrieb auch von dort Theaterkritiken für die Frankfurter Zeitung, engagierte sich aber nach Kriegsbeginn zunehmend politisch, so mit einer Weihnachten 1914 erschienenen Schrift: „Der Krieg und die Literatur“, in der er sich gegen den Hurratriotismus mancher Schriftsteller und Verlage wandte, und mit einem Buch: „Belgien heute und morgen“, das 1915 erschien. Dies konnte er schreiben, weil er als Pressevertreter beim deutschen Generalgouverneur in Belgien dienstverpflichtet war, wo ihm seine sehr guten Französischkenntnisse zugutekamen. In Brüssel hatte er engen Kontakt mit dem späteren Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht. Zusammen mit Mathias Erberger schlug Rauscher im April 1916 dem Reichskanzler die Errichtung einer Propagandazentrale zur besseren Verständlichmachung der Reichspolitik vor, er zeigte sich also als kritischer Patriot.

Einem Jahr Frontdienst als Kanonier und Unteroffizier folgte im Juli 1918 die Unabkömmlichkeitsstellung dank des Eintretens des linksliberalen Reichstagsabgeordneten Conrad Haußmann (den Briefwechsel zwischen ihm und Haußmann hat D. entdeckt und erstmals ausgewertet). Rauscher war nun wieder als Journalist in Berlin tätig und muß in den folgenden Wochen in die SPD eingetreten sein. — Genauere Daten lassen sich nicht feststellen. Kurz nacheinander schreibt er in der Vossischen Zeitung zwei recht gegensätzliche Artikel. Während er noch am 19. Juli 1918 vom „Faustpfand Belgien“ spricht, das dazu dienen müsse, „unseren Kolonialbesitz zu regeln“, greift er am 13. September die Kolonialpolitik des am 10. September verstorbenen Carl Peters scharf an. Kurz darauf — die Quellen sind hier sehr spärlich — ist Rauscher bereits persönlicher Sekretär Scheidemanns, und am 19. November beschließt der Rat der Volksbeauftragten, dem Vierunddreißigjährigen neben Direktor Simons die Vertretung des Kabinetts vor der Pressekonferenz zu übertragen. Am 4. Januar 1919 erfolgte seine Ernennung zum Reichspressechef; er blieb es, inzwischen zum Ministerialdirektor ernannt, bis zum Rücktritt der Regierung Müller im Juni 1920.

Es fällt schwer, diese außerordentliche Karriere dieses hochbegabten, entschlußfreudigen Journalisten in der SPD zu erklären, denn sein Lebensstil paßte gar nicht zu dem der damaligen SPD, in der er ebenso wie unter den Karriere-Diplomaten als krasser Außenseiter erschienen sein muß. Die Klärung der Umstände und Hintergründe dieses Aufstiegs gelingt auch dem Vf. nicht, aber das liegt an der allgemein ungünstigen Quellensituation der frühen Weimarer Jahre und auch daran, daß Rauscher in den einschlägigen Erinnerungen nur selten und beiläufig erwähnt wird, was bei Scheidemann, der ihn doch in die Reichskanzlei gebracht hatte, besonders schwer zu verstehen ist.

Das Wirken Rauschers in Warschau, wo sein zu Ungezwungenheit neigender Lebensstil, der auch auf das Gesandtschaftspersonal abfärbte, andere, vor allem britische Diplomaten gelegentlich zu ironischen Bemerkungen veranlaßte, schildert D. nach dem nun reichlich fließenden Quellenmaterial ausführlich und überzeugend, freilich ohne die polnische Seite zu berücksichtigen, was wegen des Fehlens einer Aktenpublikation nur mit Archivstudien in Warschau und entsprechenden, dem Verfasser nicht zur Verfügung stehenden polnischen Sprachkenntnissen möglich gewesen wäre. Letztere hat übrigens auch Rauscher in den achteinhalb Jahren seines Aufenthalts nicht erworben, ihm genügte sein offenbar exzellentes Französisch.

Mitten in die Zeit seines Wirkens in Warschau fiel der Staatsstreich Piłsudskis

vom 12. Mai 1926. Diesen Mann, der ja schon 1918 bis 1922 Staatschef gewesen war, hat Rauscher nun in seinem ersten Bericht nach dem Umsturz, der vom 15. Mai datiert, völlig falsch beurteilt und ihn den „denkbar ungeeignetsten Leiter eines Staatswesens“ genannt. Diese bei einem so klugen und versierten Journalisten kaum begreifliche Fehleinschätzung hat aber nicht zu seiner Abberufung geführt und auch nicht gehindert, daß Rauscher zu Piłsudski später ein gutes Verhältnis hatte.

Ein Vertrauensverhältnis bestand auch zu Stresemann, dessen früher Tod vielleicht eine weitere Diplomatenkarriere Rauschers verhindert hat. Sein plötzlicher Tod an Kehlkopftuberkulose am 18. Dezember 1930 beendete eine schwierige, aber letzten Endes doch eine gewisse Normalisierung bringende Periode deutsch-polnischer Beziehungen. Es ist eine hübsche Geste des Vfs., dem man für das informative Buch dankbar sein muß, daß er an den Schluß seines Buches den Nachruf setzt, den Immanuel Birnbaum, damaliger Korrespondent in Warschau, seinem Freund Rauscher in der Vossischen Zeitung widmete.

Mainz

Gotthold Rhode

L'ubomír V. Prikryl: Slovensko na starých mapách. [Die Slowakei auf alten Karten.] (Tradícia a dnešok, 2.) Vydavateľstvo Osveta. Martin 1982. 180 S., zahlr. Abb. i. T.

Das vorliegende Buch wendet sich offenbar an ein breiteres Publikum, denn ihm ging 1977 ein größeres Werk „Vývoj mapového zobrazovania Slovenska“ [Die Entwicklung der kartographischen Darstellung der Slowakei] voraus, das mit einem Umfang von 480 Seiten und mit einem ausführlichen wissenschaftlichen Apparat im Verlag der Slowakischen Akademie der Wissenschaften „Veda“ erschienen war. Die nun erschienene kürzere Fassung ist aber keine Billigausgabe, sondern ein didaktisches Lehrstück in der Absicht, einer größeren Zahl slowakischer Leser Interesse für die Kartengeschichte des Territoriums ihrer Republik abzunötigen. Zugleich entfalten sich weitere Kapitel der Kulturgeschichte in Wort und Bild vor den Augen des Betrachters — die patriotische Absicht des Autors und seiner Sponsoren läßt sich dabei nicht verkennen.

Während die tschechische Kartengeschichte schon seit Jahrzehnten, namentlich durch den leider zu früh verstorbenen Prager Professor Karel Kuchař, intensiv erforscht und dargestellt worden ist, wurde die Kartengeschichte der Slowakei noch lange als „Anhängsel“ der ungarischen Kartengeschichte betrachtet. Erst das Büchlein „Naše mapy odedávna do dněska [Unsere Landkarten von früher Zeit bis heute]“ (1958) von K. Kuchař und die im gleichen Jahr erschienene Biographie des Kartographen Šamuel Mikovini mit Werkbeschreibung von Ján Purgina öffneten den Blick für das historische Kartenbild der Westkarpatenländer, das sich im gesamteuropäischen Kontext wohl sehen lassen kann. Purgina, der früh verstarb, war es nicht vergönnt, seine Pläne zu vollenden, deshalb darf sich die slowakische Wissenschaft glücklich schätzen, daß es so bald zu einer so umfassenden Bearbeitung des reichhaltigen Quellenmaterials kam. Bedenkt man, daß im deutschsprachigen Raum nur wenige Territorien über befriedigende Monographien ihrer Kartengeschichte verfügen, dann muß die vorliegende Leistung besonders beeindruckend sein. Diesem Vorhaben kam zugute, daß die Erforschung der Wissenschafts- und Technikgeschichte durch Ján Tíbenský („Dejiny vedy a techniky na Slovensku [Geschichte der Wissenschaft und Technik in der Slowakei]“, 1979) aufmerksame Pflege erfährt, daß